

Das letzte Gefecht

Auf Venezuelas Straßen herrscht Chaos, der von vielen gefeierte »Sozialismus des 21. Jahrhunderts« versinkt im Elend, die Bürger hungern. Und tun alles, um zu überleben. Unsere Reporter haben drei Frauen begleitet, die einst Freundinnen waren. Und die sich nun bis aufs Blut bekämpfen

Von Christoph Wiechmann, GEO 10/2017, 15.09.2017

Sie waren drei Freundinnen, damals, als es noch Freundschaften gab in Petare, ihrem Elendsviertel in den Hügeln von Caracas. Sie heißen Yunni, Mayerlin und Yaya und wuchsen in der typischen Armut Lateinamerikas auf, in brüchigen Backsteinhütten und der vagen Hoffnung, bis zum Abend genug Essen zusammenzukratzen.

Sie waren vereint, sagen sie heute. In Armut, aber auch im Überlebenskampf.

Erst als Venezuelas Revolutionsführer Hugo Chávez 1999 an die Macht kam, ging es ihnen besser. Chávez verteilte Geschenke; aus den Einnahmen des Erdölbooms kaufte er den Armen Kühlschränke und bot ihnen eine politische Heimat.

Fortan nannten sich die drei Freundinnen „Chavistas“ und schworen dem Staatschef Treue, so wie man einem Ehemann Treue schwört. Sie trugen rote Hemden und Amulette ihres Führers.

Heute ist Yunni, die Oppositionelle, die größte Feindin der Regierung und kämpft für ihren Sturz.

Yaya, die Gang-Leaderin, führt eine Drogenbande an und rüstet sich für den Bürgerkrieg.

Mayerlin, die Chavista, arbeitet als Spitzel fürs Überleben der Revolution.

Einig sind sie sich darin: Wenn es sein muss, ziehen sie gegeneinander in den Krieg.

Und darin: Sie haben Hunger.

Dies ist die Geschichte ihrer zerbrochenen Freundschaft. Und die Geschichte vom Untergang Venezuelas. Einst der wohlhabendste Staat Südamerikas, größer als Frankreich und erdöreicher als Saudi-Arabien, ist Venezuela heute das, was Politologen als „gescheiterten Staat“ bezeichnen. Ein Ort der Rekordinflation, Dauerrezession, Unruhen, Morde, Plünderungen, Nahrungsmittelknappheit.

Als hätte jemand alle Übel der Welt in dieses tropische Land nah am Äquator gestopft.

Tag für Tag begibt sich jede der drei Frauen auf eine heikle Mission in Petare, einem der größten Slums Lateinamerikas, rund 400.000 Einwohner in 360 Vierteln.

Es geht dabei um das Überleben ihrer Familien, aber auch um die Vormacht in Petare und die Zerstörung der Feinde. Das sind Dinge, die nicht mehr zu trennen sind, findet Yunni, die Oppositionelle, und macht sich an einem schwülen Junimorgen bereit für ihren Einsatz in dem, was sie den „Showdown zum Bürgerkrieg“ nennt.

Es ist fünf Uhr früh in ihrem Viertel El Tanque, noch dunkel. Sirenen heulen und Schüsse hallen wider, der tägliche Soundtrack der Krise. Yunni bereitet ein karges Essen für ihre drei Kinder zu – Mehlfladen mit Sardinen – und ein Fläschchen erwärmtes Nudelwasser für ihre einjährige Enkelin. Dann verlässt sie ihre moderige Hütte und tritt in den Kampf gegen einen Mann, von dem sie sagt, dass sie ihn einst liebte.

Liebe ist ein großes Wort, aber Yunni wendet ein: „Chávez gab mir Antibiotika für meinen sterbenskranken Sohn. Luis war 21 Tage im Krankenhaus und bekam zwölf Blutwäschen. Alles gratis.“

Sie zeigt auf das verblichene Schild an ihrer Haustür. Da steht: „Wer Chávez nicht wählt, liebt seine Mutter nicht.“

Verbittert fügt sie hinzu: „Heute gibt es nicht mal mehr Aspirin.“

Sie beschreibt die Spanne von 18 Jahren sozialistischer Regierung: von der Rettung bis zum Nichts.

Yunnis Weg durch Petare führt steil hinab durch ein Labyrinth enger Gassen und selbst gebauter Treppen, ein Spießbrutenlauf. „Hier operieren die Verbrecher“, sagt sie verächtlich und passiert die Casa Comunal, Zentrum der sozialistischen Brigaden in ihren roten T-Shirts und Revolutionsmützen. Es ist das Territorium von Mayerlin und ihrer Arbeitsbrigade „Vereint für Simon Bolívar“.

„Und hier rechts beginnt das Gebiet der Banden, das sollte man auch meiden“, sagt Yunni und zeigt auf dunkle Gassen, die tief in den Schlund von Petare führen. Es ist das Territorium von Yaya und ihrer Gang „Los Favoritos“.

Man spürt sofort: Jeder in Petare empfindet Angst vor dem anderen – oder Hass. Es duellieren sich jene drei Fraktionen, die nicht nur um Petare, sondern um das ganze Land kämpfen – und die Menschen dazwischen zermalmen: der Chavismus, die Opposition, die organisierte Kriminalität.

Yunni, 38, verheiratet, drei Kinder, ist eine energische kleine Frau mit blondierten Haaren, die sie im Land der Knappheit mit Natron und Kamille färbt. Ihr Körper ist ausgezehrt, das Gesicht fahl. Der Hunger der vergangenen Jahre habe ihr sämtliche Kurven geraubt, schimpft sie. „Ich bin ein Werk der Krise.“

Im Tal angekommen, macht sich Yunni an ihren Job. Sie arbeitet als Geleitschutz der Müllabfuhr; sie bewacht Abfall. Einem Mann, der gerade verschimmelte Wurst aus schmierigen Tüten zieht, ruft sie zu: „Finger weg. Du vergiftest dich.“

Yunni sagt: „Die Frage ist, wer schneller am Müll ist, Hund oder Mensch. Ich habe heute einen abgelaufenen Joghurt gefunden“, sagt sie und zieht ihn triumphierend aus der Tasche.

Als wir Yunni vor einem Jahr zum ersten Mal trafen, schützte sie noch Fleischtransporte, aber Fleisch gibt es nicht mehr. Das Leben in Venezuela besteht nicht aus Schönheitswettbewerben und Work-Life-Balance, wie es die Werbeplakate von Caracas suggerieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es geht um das Allerelementarste: den Zugang zu Nahrung. Die Fragen lauten: Was ist noch illegal, wenn Menschen nichts mehr zu essen haben? Und wer soll mit leerem Bauch noch seiner Überzeugung folgen?

Es gibt eine weitere, viel wichtigere Mission ihres Jobs. Yunni ist Späherin. Sie beobachtet auf ihren Touren die Aktivitäten der *colectivos*, der Paramilitärs der Regierung. Sie sind in Armenvierteln verwurzelt und agieren dort als bewaffnete Einschüchterungstruppen. Yunni gibt deren aktuelle Positionen an ihre Partei Primero Justicia weiter, die Teil der Oppositionsbewegung ist.

Sie spricht in ihr Handy: „9.25 Uhr. Kolonne ‚Amor Mayor‘ setzt sich in Bewegung. Petare Nord. 20 Ledertypen auf Motorrädern. Mit Waffen. Sie fahren zur Demo, um unseren Protestzug anzugreifen.“

Yunni blickt in die Ferne Richtung Altamira, wo die modernen Bürotürme der Ölhauptstadt stehen, dort, wo Caracas einmal wie Houston sein wollte. In Altamira toben seit Monaten die Kämpfe um die Macht. Hunderttausende Menschen protestieren gegen das Regime und werden von Nationalgarde und Polizei mit Tränengas und Gummigeschossen zurückgeschlagen. Dunkle Wolken steigen aus den Betonschluchten auf. Explosionen hallen wider. Fast jeden Tag gibt es Tote. Aus der Ferne sieht es aus wie Bürgerkrieg.

Ihre einstige Freundin Mayerlin nennt die Proteste Terrorismus. Yunni nennt sie Widerstand.

Die tägliche Frage in Venezuela lautet nicht nur: Wo treibe ich Essen auf? Sondern: Kommt es heute zum Putsch? Durchs Militär? Oder die Regierung? Gar zu einer Revolution?

Die aktuellen Auseinandersetzungen begannen Ende März. Als ihm das von der Opposition angeführte Parlament zu mächtig wurde, beschloss Präsident Nicolás Maduro, es zu entmachten. Wenn ihm Oppositionsführer gefährlich werden, steckt er sie ins Gefängnis. Volksabstimmungen ignoriert er.

Venezuela ist kein Einparteienstaat wie Kuba oder Nordkorea, aber die Sozialisten haben das Militär ebenso durchgesetzt wie das Verfassungsgericht, die Staatsunternehmen, die Nationalgarde, die Presse, das Fernsehen bis hin zu Unterhaltssendungen.

Für die schwierigsten Müllrouten in Petare hat Yunni ihre ehemalige Freundin Yaya und deren Jungs von der Gang „Los Favoritos“ angeheuert, als Bodyguards des Müll-Bodyguard Yunni. Sie positionieren sich in den Gassen und auf den Vorsprüngen der Hügel und bieten so Schutz vor den Angriffen der Colectivos. „In letzter Zeit haben Paramilitärs die Fahrer der Müllabfuhr überfallen“, sagt Yunni. „Sie wollen Chaos verbreiten, damit es heißt: Seht ihr, die im Bezirk Petare regierende Opposition hat nichts im Griff.“

Ein absurder Deal in diesem Land der unzähligen Absurditäten: Die Opposition heuert eine bewaffnete Gang an, um die Müllabfuhr vor Regierungstruppen zu schützen.

Nicht weniger absurd: Maduros Regierung baut bewaffnete Nachbarschaftstruppen auf, um Chaos zu verbreiten.

Der Übergang von der Politik zum organisierten Verbrechen ist fließend in Venezuela. Die Neffen von Präsident Maduro sitzen in den USA wegen Kokainschmuggels im Gefängnis. Hohe Militärs werden wegen Drogenhandels gesucht. Dies hat Venezuela die Bezeichnung Narco-Diktatur eingebracht.

Bei ihrem Einsatz postiert sich Gang-Leaderin Yaya auf dem Felsvorsprung wie eine Feldherrin. Im Bund ihrer Jogginghose steckt ihre Pistole. Ihre Gang erhält von der Opposition 10 000 Bolivar für die Arbeit als Bodyguards. Das entspricht 20 Prozent des mittleren Monatseinkommens. Oder einem Kilo Reis.

Eigentlich übernehmen „Los Favoritos“ unter Yayas Führung ganz andere Aufträge – von Entführungen über Drogenhandel bis zur Prostitution. Aber „unser Geschäft ist brutal geworden“, sagt Yaya: „Entführungen gehen zurück, weil die Reichen das Land verlassen. Für Drogen hat keiner Geld. Prostituierte gehen nach Kolumbien oder Panama. Wen sollen wir ausrauben, wenn das ganze Land in der Schlange nach Essen ansteht?“

Yunni sagt über Yaya: „Ich traue ihr nicht. Die Gangs terrorisieren uns Bürger. Aber du darfst sie nicht zum Feind haben. Sie sind die Einzigen, die den Chavistas Angst einjagen.“

Wenn man so will, ist Yaya Yunnis Lösung – und gleichzeitig ihr Problem, denn die hohe Kriminalität im Viertel fällt auf ihre Partei zurück. In einer schicksalhaften Wendung funktioniert Venezuela für jede der drei Frauen nur in der Zerstörung der anderen beiden.

Venezuelas Abstieg begann zu Zeiten von Hugo Chávez, der 2013 an Krebs starb. Bis 2008, als der Ölpreis bei 147 Dollar pro Barrel stand, sprudelten die Einnahmen des OPEC-Staates. 95 Prozent der Exporterlöse stammen aus dem Verkauf von Erdöl.

Gleichzeitig unterließ es die Regierung, die einheimische Industrie zu fördern. Privatunternehmen wurden verstaatlicht, Bauern enteignet. Im Austausch für Öl ließ Chávez alles importieren, bis hin zu Schnürsenkeln und Milch.

Heute wird in dem Land, in dem 31 Millionen Menschen leben, nicht einmal mehr Klopapier hergestellt. Die Inflation liegt bei 1600 Prozent, die Wirtschaft schrumpfte um 7,4 Prozent. Über Wasser hält sich Maduro mit Krediten aus China und Anleihekäufen des Erzfeindes Goldman Sachs aus den USA.

Man könnte es so sagen: Hier stirbt gerade das letzte große Experiment des Sozialismus.

Gleichzeitig aber scheitern auch viele konservative Regierungen Südamerikas – wie in den 1990er Jahren schon die neoliberalen. In Argentinien und Brasilien wächst die Armut wieder.

Lateinamerika hat auch 525 Jahre nach der Eroberung durch die Europäer noch keine Formel gefunden, wie sich stabile, prosperierende Gesellschaften aufbauen lassen, außer vielleicht in Chile. Fast den gesamten Kontinent plagen Gewalttaten, schlimmste Korruption und größte Polarisierung zwischen Arm und Reich, Rechts und Links.

Eine Welt ohne Mitte.

Zwei Tage später treffen wir Yaya, 34, zu Hause in Petares Viertel San José. Sie, die Bandenchefin, bereitet sich gerade auf den Bürgerkrieg vor. In ihrer Jogginghose stecken spindeldürre Beine, ihre Haare trägt sie kurz und gescheitelt und darauf eine große Baseballkappe.

Die Gassen hier im Bauch von Petare werden enger, das Tageslicht spärlicher, bis wir eine Hütte erreichen, die Yaya vor einigen Wochen „annektierte“. Die Feuchtigkeit zeigt sich als grüner Schwamm auf der Wand. Der Boden besteht aus nichts als schwarzer Erde.

Auf dem einzigen Bett sitzen ihre beiden asthmakranken Töchter Yadiani, 11, und Yassiel, 13. Neben ihnen hockt Yayas Partnerin Genesis, „meine Mulattin“, wie Yaya stolz verkündet. „Sie hat mir Lesen und Schreiben beigebracht und sich um die Kinder gekümmert, als ich acht Monate in Haft war.“

Gehen die Kinder nicht zur Schule?, fragen wir sie.

„Die Gebühren betragen 5000 Bolivar im Monat.“ So viel muss man in etwa für einen Dollar auf dem Schwarzmarkt zahlen. „Momentan habe ich kein Geld übrig. Ich muss mich entscheiden: Essen oder Schule.“

Wissen die Kinder von Yayas Leben in der Gang?

„Die Ältere schon. Sie will auch in die Gang. Sie will Rache üben für den Mord an ihrem Vater. Er wurde vor einem Jahr von einem anderen Bandenchef erschossen. Ich muss ihr zuvorkommen.“

Yaya wirft sich erschöpft aufs Bett. Sie war die ganze Nacht für einen Überfall unterwegs. Sie hat ein Auto geraubt, aber weil die Besitzerin kein Lösegeld zahlen konnte, werde sie es jetzt in Einzelteilen verkaufen. Das bringt viel Geld in diesem Land ohne Ersatzteile, aber sie muss den Erlös durch zwölf teilen. So viele Mitglieder hat ihre Gang.

„Normalerweise entführen wir auch die Fahrer“, erklärt sie. „Nur keine Frauen. Das will ich so. Ich habe auch die Frau gestern freigelassen. Habe ihr noch Geld für den Bus gegeben.“

Sie registriert unseren skeptischen Blick.

„Bei Frauen denke ich an meine Mutter und Töchter. Ich bringe es nicht übers Herz.“

Und warum entführt sie Männer?

„Ich hasse Männer. Mein Vater misshandelte die ganze Familie, vier Kinder. Er ließ uns auf Bierdeckeln knien. Er schlug uns mit dem Schlagring.“

Sie zeigt die Narben am Körper und über dem linken Auge.

„Ich werde ihn noch töten. Aber schön langsam. Er soll so leiden, wie wir gelitten haben.“

Der Satz steht schwer im Raum. Niemand widerspricht.

Venezuela ist, nach Syrien, das wohl gefährlichste Land der Welt. Die Mordrate – sie liegt bei 28.000 pro Jahr – gehört neben der von El Salvador und Honduras zu den höchsten überhaupt. Express-Kidnappings sind weit verbreitet. Gangster töten wegen Nichtigkeiten: beim Raub eines Fahrrads, bei Plünderungen von Lebensmitteln.

„Für ein Gramm *pedra*“, Crack-Reste, „gibt es nur noch 4000 Bolivar“, verrät Yaya. „Ich muss jetzt auch meinen Körper verkaufen. Aber ich mach es nur mit Frauen. Mich ekelt davor, ich habe nur alte Kundinnen. Aber sie geben mir Schuhe für die Kinder.“

Für Politik interessiert sich Yaya eigentlich nicht. Sie mochte Chávez, weil er reden konnte wie ein Dichter und sie genug zu essen hatte. Und sie hasst seinen Nachfolger Maduro, weil es kein Essen mehr gibt.

Venezuela ist inzwischen ein Land, in dem es nichts mehr gibt, was nicht mit der Politik zu tun hätte. Das Fehlen von Brot ist genauso politisch geworden wie das von Reis, Toilettenpapier, Windeln, Binden, Medizin.

Yaya sagt: „Ich bin zum Rauben übergegangen, als die Chavistas die Losung ausgaben: ‚Wir haben zwar kein Essen. Dafür haben wir die Revolution.‘“

Als wir Yaya vor einem Jahr zum ersten Mal trafen, ging es ihr noch besser. Sie übernahm gerade das Kommando der Gang, nachdem die Konkurrenz ihren Mann, bis

dahin Anführer, ermordet hatte. Sie rächte seinen Tod mit zehn Schüssen in den Unterleib eines Täters und ging für einige Wochen als Drogenkurier nach Brasilien. „Was für ein Erlebnis. Überall gab es Essen, sogar Medikamente“, schwärmt sie mit weit aufgerissenen Augen.

Man kriegt das bei ihr nur schwer zusammen: die kindliche Freude einerseits und kalte Brutalität andererseits.

Ihre Liebhaberin kommt hinzu, Barbie, erst 20, weiß, lange glatte Haare, „ganz junges Fleisch“, prahlt Yaya nicht anders als jeder Macho. Sie wirft ihr neckische Blicke zu.

„Ich tausche meine Mulattin gerade gegen meine weiße Barbie aus“, verrät sie. Lesbisches Leben sei in Venezuela kein Problem, Rassismus auch nicht, der einzige Vorteil im Chavismus. Sie wurden befreit von den traditionellen Rollenbildern der konservativen Elite zuvor. Yaya nennt sich nicht Lesbe. Sie nennt sich „König des Viertels“.

Zwei Tage später zieht Yaya auf einen Erkundungsgang durch Petare. Sie will herausfinden, wie die Gangs in den bewaffneten Kampf gegen die Regierung einsteigen können. Zweimal haben sie die Nationalgarde am Eingang Petares schon zurückgeschlagen. Im Zentrum ihres Viertels, einer Art Hochplateau, studiert sie Gassen, wo sie die Nationalgarde beim nächsten Mal in einen Hinterhalt locken könnten.

„Kein Brot“, steht auf dem Schild im Schaufenster des Bäckers. „Wegen Plünderung geschlossen“, bei der Apotheke. Stattdessen dominiert ein rot verkleideter Infostand der Chavistas. Unter den Aktivisten ist auch Mayerlin. Sie sammeln Unterschriften für eine Verfassungsänderung, die Maduros Machtbefugnisse erweitern sollen.

„Verbrecher, Hurensöhne“, schreit Yaya. „Falls sich Maduro je nach Petare traut, überlebt er keine zwei Minuten.“ Mayerlin und die anderen reagieren nicht. Es ist nicht ganz klar, ob aus Angst, oder weil sie Yaya nicht ernst nehmen.

Yaya und Mayerlin verbindet neben der einstigen Arbeit für die Chavistas nun tiefe Feindschaft. Vor neun Monaten ermordeten Gangster Mayerlins 22-jährigen Bruder, einen jungen Vater, beim Raubüberfall. Elitetruppen der Regierung erschossen daraufhin acht Mitglieder von Yayas Gang.

Als Jugendbeauftragte der Maduro-Regierung in Petare findet Mayerlin, dass man Verbrechern wie Yaya die Kinder wegnehmen und in die Obhut des Staates übergeben müsste. Yaya wiederum findet, dass die Chavisten „die größten Verbrecher von allen sind. Man müsste ihnen den Staat wegnehmen“.

Einig sind sich die Frauen nur darin, dass die Bonzen, die vor Chávez regierten und sich jetzt in Miami auf eine Rückkehr vorbereiten, keinen Deut besser sind.

Auf gewisse Weise symbolisieren Yunni und Yaya das größte Problem für Mayerlins Sozialisten: Die Armen wenden sich in Scharen vom Chavismus ab. Die Mittelschicht geht längst gegen Maduro auf die Straße. Wenn jetzt auch noch die Arbeiter wie Yunni einsteigen, 400.000 Menschen aus Petare, ist die Herrschaft in Gefahr.

Kommen dann auch noch bewaffnete Gangster wie Yaya dazu, ist der Bürgerkrieg Realität.

Aber sie befürchten auch: Wenn die Armen erst einmal die Armen niedergedrückt haben, dann kehren die Oligarchen zurück.

Petare ist ein faszinierender Ort. Wie eine rote Wand wachsen Zehntausende Hütten über mehrere Hügel tief in den Osten von Caracas hinein. Im Abendlicht leuchten sie an den Hängen wie Buschfeuer, verbreiten einen Vielklang aus Merengue, Rumba und lauten Streitereien. Jahrelang war Petare die Chávez-Hochburg Venezuelas. Noch heute ist sein Konterfei an jeder Ecke zu sehen. Aber die letzten Parlamentswahlen haben seine Sozialisten hier klar verloren.

Vor wenigen Jahren haben die drei Freundinnen noch gemeinsam für den Sozialismus gefochten – wie die meisten Einwohner von Petare. Yunni, die Kämpferin, war die aktivste von ihnen, sie fungierte als Bindeglied zwischen den

Ministerien und ihrem Viertel El Tanque. Mayerlin, die Strebsame, machte mit Leidenschaft Jugendarbeit. Yaya wickelte sich in rote Fahnen und jubelte bei den Märschen auf Kommando. Sie sangen Revolutionslieder, verliebten sich in kubanische Ärzte und halfen bei der Wahlfälschung. „Wir haben die Ausweisnummern der Toten genommen und sie wählen lassen“, erklärt Yunni.

Im Rückblick sagt Mayerlin: „Es war eine schöne Zeit. Wir waren alle vereint.“

Im Rückblick sagt Yunni: „Ich war eine Fanatikerin. Ich habe meine Mutter angebrüllt: Hier in unserem Haus regiert jetzt Kommandant Chávez. Sie bekam fast einen Herzinfarkt. Heute schäme ich mich dafür. Ich bin erst aufgewacht, als Hunger und Repression begannen.“

Weil Yunni neuerdings offen über den Wahlbetrug spricht, wollen die Colectivos sie beseitigen.

Will Mayerlin ebenfalls ihren Tod?, fragen wir.

„Nicht persönlich, aber sie hätte nichts dagegen. Sie lauern mir auf. Für sie bin ich eine Verräterin. Einzig die Banditen um Yaya beschützen mich.“

Die treue Sozialistin Mayerlin sitzt heute an Yunnis Stelle in der Casa Comunal, einer Art Kommandozentrum des Chavismus. Sie leitet die Sektion „Volksmacht“ und ist Bindeglied zwischen Ministerium und Petare. Über dem Eingang hängt ein Plakat, das mahnt: „Hier wird nicht schlecht über Chávez und Maduro gesprochen.“ Das Schwarze Brett weist Mayerlin als Nummer zwei in der Hierarchie aus.

Sie ist gerade mit der „Großmission Volksverpflegung“ beschäftigt, verteilt subventionierte Grundnahrungsmittel, die die Regierung in Armenviertel schickt: „Hier ein Kilo Reis aus Mexiko“, zählt sie stolz auf und steckt es in eine von 368 Kisten, „drei Kilo Mehl, eine Tube Mayonnaise, zwei Flaschen Speiseöl. Für jede Familie eine Kiste mit 14 Produkten. Alles vom Bruder Maduro.“

Mit ihrer Brigade „Vereint für Simón Bolívar“ verteilen Mayerlin und ihre Genossen das Essen gezielt an arme Bürger, weil es in den Supermärkten fast nichts mehr gibt.

Die Theorie von Angebot und Nachfrage hat sich in Venezuela in seiner brutalsten Form ausgeprägt. Ein Kilogramm Mehl kostet so viel wie 10 Prozent des Monatslohns. Ein paar Turnschuhe so viel wie 4000 Tankladungen Benzin.

„Das ist das Resultat des Wirtschaftskriegs des Imperiums“, erklärt Mayerlin. „Die USA wollen unser Öl.“

Ist das nicht eher Propaganda der Regierung – und das Resultat der Misswirtschaft?, fragen wir.

„Nein, es gibt Beweise“, wehrt sie sich. Dann folgt der verhängnisvolle Satz: „Kuba wird uns retten.“

Aber Kuba hat selbst nichts.

„Ach nein?“, sagt sie.

Mayerlin, 32, stammt aus einer katholischen Familie, die viele regimetreue Militärs hervorgebracht hat. Vom Katholizismus zum Chavismus war es nur ein kleiner Schritt. Der Chavismus ist für sie wie der säkulare Arm der Weltverbesserung, mit ähnlicher Rigorosität und Disziplin. Ihr Leitspruch lautet: Ich will jeden Tag eine bessere Sozialistin werden. Die langen Haare trägt sie fein gekämmt, die Haut frei von Tattoos. Im Erklären ist sie geduldig, fast liebevoll.

„Ich mag die Lieder unserer Gemeinschaft“, schwärmt sie und singt: „Patria querida, tu eres mi vida, tu eres mi sol.“ – Geliebtes Vaterland, du bist mein Leben, meine Sonne.

Um die Leute wieder auf ihre Seite zu ziehen, hat die Brigade eine Strategie entwickelt: Hungernde sollen im Tausch für Lebensmittel die Initiative zur Verfassungsänderung unterstützen. Grundnahrung als Unterpfand: Für einen guten Sozialisten fällt mehr Essen ab.

„Dieser Krieg wird auch psychologisch gewonnen“, erklärt Mayerlin. „An der Nahrungsfront liegen wir wieder vorn.“

Eine perverse Strategie. Aber auch Yunni und die Rebellen erhalten Essen, wenn ihre Oppositionspartei Zugriff auf die Lieferung eines befreundeten Lebensmittelunternehmers bekommt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nur Yaya hat keine Nahrungsquellen. Sie überfällt den Pizzaservice und verteilt die Beute an ihre Großfamilie.

Auf eine gewisse Weise sehen sich alle drei Frauen als weibliche Robin Hoods. Yaya nimmt den Reichen die Pizza ab und gibt sie den Armen. Mayerlin verteilt Essen an leidende Sozialisten und verweigert es der Bourgeoisie. Yunni kanalisiert es an hungernde Oppositionelle, die nichts von den Sozialisten erhalten.

Nach der Essensausgabe ihrer Brigade zieht sich Mayerlin zurück in ihre Hütte, die sie mit ihrem Mann Zeus, Sohn Cristian und drei Verwandten teilt. Von sozialistischen Privilegien ist nichts zu sehen. Mayerlin füllt Kaffee in kleine Tüten ab. „Es fällt mir schwer, es zuzugeben, aber ich verkaufe Kaffee auf dem Schwarzmarkt, eine Tasse für 200 Bolivar.“ Umgerechnet knapp 2 Eurocent. Die staatliche Bank, bei der sie arbeitete, hat sie entlassen. Die Partei zahlt für ihren Einsatz kein Geld.

Jetzt stoßen Ideologie und Magen aneinander.

Der Schwarzmarkt von Petare ist bei den Chavistas verhasst. Es handelt sich um einen wuseligen Markt geschäftstüchtiger Händler, genannt *bachaqueros*, Blattschneiderameisen, die auf Holzkisten ihre gehorteten oder gestohlenen Waren anbieten: Ein Kilo Milchpulver für 40.000 Bolivar, mehr als die Hälfte des Monatslohns. Sie verkaufen blaues Seifenwasser als Parfüm und Toilettenpapier in Einzelblättern. Musiklehrer mit ausgehöhlten Augen wühlen im Müll. Universitätsprofessoren verkaufen ihre letzten Bücher.

Vor der Bäckerei bildet sich eine 500 Meter lange Schlange für vier Brötchen pro Familie.

Mayerlin streicht den ganzen Tag um die Stände herum und verkauft schließlich 30 Becher Kaffee im Gesamtwert von 6000 Bolivar, nicht einmal einem Dollar. Von dem Erlös bereitet sie am Abend eine Suppe aus Hühnerkrallen und abgessenem Reiswasser zu.

Yunni verlängert eine Dose Thunfisch mit runzeligen Tomaten und Zwiebeln für ihre zehnköpfige Familie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Yaya lässt ihre Töchter Fladen aus Kochbananen zubereiten.

Wenn man so will, sind die drei Frauen in der Not vereint. Sie leiden alle unter der „Dieta Maduro“, spöttisch benannt nach dem dickbäuchigen Präsidenten. Im vergangenen Jahr haben drei Viertel aller Venezolaner nach Berechnung der Zentraluniversität Caracas 8,6 Kilogramm an Gewicht verloren.

Bei Arzneimitteln ist Improvisation schwieriger. Yunnis Sohn Luis leidet unter einem Tumor, aber es gibt keine Medikamente mehr, weil Devisen für den Import fehlen. Yayas Töchter haben Asthma. Mayerlins Schwager hat Krebs, aber eine Chemotherapie ist kaum mehr erhältlich.

„An der Medizinfront verlieren die Chavistas den Krieg“, sagt Yunni.

An einem der folgenden Abende kommt es vor ihrer Hütte zur offenen Auseinandersetzung. Mayerlin und ihr Mann Zeus sind gerade auf ihrer „Mission Volkszählung“. Sie gehen von Tür zu Tür und fragen ab, wie viele Bewohner über 15 Jahre alt sind.

Als Mayerlin an Yunnis Tür klopft, erwidert diese: „Ihr wollt nur ausspionieren, wo die Opposition sitzt, und meldet es dann an die Frente Francisco Miranda. Ich kenne euch doch. Ich war lange genug dabei.“ Die Frente Francisco Miranda ist die chavistische Volksfront.

„Es geht nur um die Volkszählung“, besänftigen sie Mayerlin und Zeus.

„Ihr rüstet euch für die Generalmobilmachung, für den Bürgerkrieg. Ihr zieht alle 15-Jährigen ein. Aber meinen Héctor kriegt ihr nur über meine Leiche. Ihr seid abartig.“

„Und ihr seid Terroristen“, hält Zeus ihr entgegen. „Ihr greift Staatsgebäude an.“

„Ihr seid Mörder. Ihr schießt bei Demos mit Patronen auf uns.“

„Wir verteidigen nur die Revolution gegen das Imperium.“

Es kommt nun fast zur Schlägerei. Mayerlin macht sich derweil Notizen: „Héctor Perez, 15 Jahre, Opposition.“ Sie hat die Informationen, die sie braucht. Sie ist jetzt so etwas wie eine Spionin.

„Ich hatte das Angebot, der Geheimpolizei SEBIN beizutreten“, sagt sie stolz.
„Aber Töten fand ich schwierig. Spionage und Ermittlung ja, Töten nein.“

Als wir die Frauen vor einem Jahr kennenlernten, befanden sie sich auf dem Weg in die Radikalität. Aber sie waren noch nicht so verzweifelt, so unerbittlich. Sie hatten wenig Essen, litten aber nicht Hunger. Sie hatten wenige Medikamente, aber nicht gar keine Medizin. Sie wünschten sich den Sieg, aber den anderen nicht den Untergang. Nun haben die Fronten sich verhärtet. Sollte die Opposition an die Macht kommen, werden die Chavistas bewaffneten Widerstand leisten, droht Maduro.

Die Entscheidung, da sind sich die Frauen einig, wird auf der Straße fallen. Am darauffolgenden Samstag machen sie sich bereit für die Großdemonstration. Jedes Mal marschieren Hunderttausende gegen das Regime. Und jedes Mal greifen Polizei und Nationalgarde sie mit Waffengewalt an.

Das Volk hat die Massen. Der Staat hat die Waffen. In der DDR ging das gut aus. In Syrien nicht.

Yunni marschiert jeden Samstag mit. Yaya ist zum ersten Mal dabei. Mayerlin nimmt an der Gegendemonstration der Chavistas teil. Die Opposition nennt es den Showdown um die Macht. Aber das sagt sie schon seit zwei Jahren. Das Wort hat an Bedeutung verloren.

Am Protestort in Altamira trifft Yunni auf das Volk – Familien, Lehrer, auch viele Arbeiter, die einst so treu zu Chávez hielten wie zu Gott. Einige Menschen sind gezeichnet von vergangenen Konfrontationen – Brandwunden und Einschusslöchern von Gummigeschossen. Yunni zeigt auf ihrem Smartphone Fotos der Opfer; sie sind blutüberströmt und mit Kopfschüssen getötet, angeblich hingerichtet von Colectivos.

Die Nationalgarde greift den Zug der Hunderttausend an diesem Tag wieder mit Tränengas und Gummigeschossen an. Yunni schreit zornig: „Verbrecher. Mörder.“ Sie greift nach einem Stein und mischt sich unter die Gewalttätigen. „Wir müssen drastischer sein“, ruft sie, „die beschießen uns, wir müssen uns wehren.“ Yaya kehrt von der vordersten Front zurück und berichtet: „Ich habe eben mit einem befreundeten

Soldaten gesprochen. Er sagt, sie kriegen 650.000 Bolivar als Bonus, wenn sie uns abschießen.“

Da schmeißt Yunni, die Großmutter, ihren Stein.

Im anderen Teil von Caracas, im Westen, gehen Mayerlin und die Chavistas auf die sehr viel kleinere Gegendemonstration. Als Mitglied der Partei ist sie dazu verpflichtet. Auch Yunnis ältester Sohn Carlos ist dabei. Er hat einen Putzjob in einer staatlichen Schule bekommen und muss als Gegenleistung an sozialistischen Demos teilnehmen.

Die Stimmung ist hier gänzlich anders. Die Menschen singen und tanzen ausgelassen Rumba. Sie tragen einheitlich Rot. Aber immer öfter kommen Forderungen nach einem härteren Durchgreifen gegen die „Terroristen“. Gemäß der Definition von Maduro und Mayerlin sind Demonstranten wie Yunni und Yaya genau das: Terroristen.

Sind sie das wirklich?, wollen wir von ihr später wissen. Sind ihre ehemaligen Freundinnen Terroristen?

Mayerlin drückt sich mit einem Redeschwall um die Antwort.

Nach vierzehn Tagen versuchen wir, die drei einstigen Freundinnen an einen Tisch zu bringen; sie sind tatsächlich bereit dazu. Doch dann ist Yaya plötzlich verschwunden. Sie hat bei einem Einbruch aus Versehen die Hütte eines konkurrierenden Gang-Mitglieds erwischt, richtet ihre Partnerin aus. „Die wollen Yaya töten. Sie ist untergetaucht.“

Um 12 Uhr mittags betritt Mayerlin im bunten Sommerkleid Yunnis Zuhause. Sie hat Lippenstift aufgetragen, Yunni hat sich die Fingernägel rot lackiert. Die beiden haben sich füreinander fein gemacht. So wie in Yunnis Hütte sieht es auch in den Hütten der beiden anderen Frauen aus. Der Kühlschrank ist leer. An der Wand wuchert der Schimmel um ein Bild der Jungfrau Maria.

Nach einer angespannten Stille finden sie einen Einstieg ins Gespräch, über Kosmetik.

„Wie wäschst du die Haare?“, fragt Mayerlin.

„Das ist ein Problem. Es gibt kein Shampoo mehr. Ich nehme eine Mischung aus Nesseln und Koriander“, antwortet Yunni.

Mayerlin sagt: „Wir bauen mit unserer Saatbrigade jetzt Koriander und Kürbis in Petare an.“

„Und wie machst du das mit Binden?“

„Aus Stoff.“

„Ich auch.“

„Verhütung?“

„Es gibt keine Pille mehr.“

„Ich zähle die Tage“, sagt Yunni.

Mayerlin sagt: „Die Imperialisten aus den USA wollen nicht, dass wir Venezolanerinnen schön aussehen.“

Yunni entgegnet: „Die USA haben nichts mit deiner Schönheit zu tun, meine Liebe.“

Wieder Stille. Für einen Moment wirkt es, als sei das Gespräch zu Ende.

Da bricht es plötzlich aus Mayerlin heraus: „Ich möchte so gern lernen. An die Uni. Ich möchte ins Ausland. Ich bin fleißig. Ich halte meine Schwägerin im Haus nicht mehr aus. Wir haben kein Wasser mehr. Ich kann nicht mal meine Haare waschen.“

Yunni blickt sie entgeistert an. Dann greift sie nach ihrer Hand. Sie muss jetzt solche Leute wie Mayerlin gewinnen.

„Wir von der Opposition haben den Zugriff auf die Wasserlieferungen“, sagt Yunni. „Vielleicht kann ich was für dich organisieren.“

„Und ich für euch eine Kiste mit Essen“, sagt Mayerlin. „Dafür sind wir ja zuständig.“

Für einen kurzen Moment sieht es in der brüchigen Backsteinhütte von Petare nach Versöhnung aus.

Da hallen draußen Schüsse wider. „Schnell rein“, zischt Yunni und zieht Mayerlin tiefer in die Hütte.

Es können alle möglichen Duelle sein: Gangs gegen Gangs. Gangs gegen Polizei. Colectivos gegen Gangs.

„Hoffentlich nicht Yaya“, sagt Yunni.

Mayerlin sagt nichts.

Es ist nicht Yaya. Drei Tage später taucht sie wieder auf. „Einsatz im Regierungsviertel.“ Worum es ging, sagt sie nicht.

Interview:

»EINEN ZUSAMMENBRUCH WILL NIEMAND«

Jennifer McCoy, Politikprofessorin an der Georgia State University in Atlanta, USA, Expertin für Venezuela, darüber, wie dem Land noch zu helfen ist

GEO: Venezuela befindet sich am Abgrund. Wie kam es dazu?

Jennifer McCoy: Nach 18 Jahren der Bolivarianischen Revolution ist das Land tief gespalten. Die Regierung kann die einfachsten Leistungen für die Bürger nicht mehr gewährleisten, etwa für Essen und Medikamente. Die Inflation ist komplett aus den Fugen geraten.

Aber das geht schon länger so. Warum spitzen sich die Auseinandersetzungen seit Kurzem zu?

Die Opposition sieht keinen anderen Ausweg mehr, als auf die Straße zu gehen. Seit sie Ende 2015 die Mehrheit in der Nationalversammlung gewann, wird sie vom Obersten Gericht daran gehindert, ihre Arbeit zu machen. Nun installierte die Regierung noch eine verfassunggebende Versammlung.

Hunderttausende demonstrieren, was wollen sie konkret?

Einige demonstrieren gegen die Verletzung der Menschenrechte, andere wegen der humanitären Situation. Das Ausmaß der Proteste hat viele Beobachter überrascht. In der Vergangenheit hatte die Opposition wenig Erfolg, ihre Anhänger zu mobilisieren.

Hat die Opposition aus Sozialdemokraten, Konservativen und Liberalen ein gemeinsames Ziel?

Die Opposition ist vereint im Kampf gegen die Regierung. Wenn es allerdings um Zukunftsstrategien geht, haben sie unterschiedliche Vorstellungen; auch weil es persönliche Rivalitäten und Ambitionen gibt.

Wer gewinnt den Machtkampf zwischen Regierung und Opposition derzeit?

Es ist ein Patt. Die Regierung verfügt über die Schalthebel der Macht, aber 80 Prozent sind gegen die Maduro-Regierung; für die Opposition aber nur 40 bis 50 Prozent. Die Demonstrationen werden von der Mittelklasse dominiert. Die Mehrheit in den Armenvierteln, Hochburg der Chavistas, nimmt nicht teil.

Warum nicht?

Ein Grund sind die *colectivos*, paramilitärische – und meist von der Regierung kontrollierte – Truppen; sie schüchtern Oppositionelle aus den Slums ein. Ein anderer Grund ist: Die Armen haben keine Zeit, auf Demos zu gehen, weil ihre soziale Lage katastrophal ist. Zudem brauchen sie die Lebensmittelkörbe der Regierung; wer demonstriert, dem werden sie gestrichen.

Welche Lösungen sehen Sie aktuell?

Entweder vorgezogene allgemeine Wahlen unter internationaler Aufsicht. Oder eine Übergangsregierung, eine Regierung der nationalen Einheit. Sie würde sich der Wirtschaftskrise annehmen und die Ordnung wiederherstellen. Alle Fraktionen werden

beteiligt, um die Krise zu lösen, aber keinem Beteiligten wäre es erlaubt, danach bei Wahlen anzutreten.

Und Maduro?

Dürfte nicht teilnehmen, dafür aber andere Chavistas. Man braucht die moderaten Kräfte auf beiden Seiten. Leider sind Krisen wie diese nicht förderlich für gemäßigte Stimmen.

Warum sollten die Chavistas sich überhaupt auf eine Übergangsregierung einlassen? Sie sind an der Macht.

Viele in der Regierung halten nur so starr daran fest, weil sie Angst vor einer Hexenjagd haben. Die Opposition müsste glaubhaft versichern, dass es die nicht geben wird. Und es muss eine Amnestie geben, vor allem für mittlere und niedrige Ränge. Zudem dürfen die Armen nicht alle Sozialprogramme verlieren.

Welche sind die wahrscheinlichen Szenarien?

Es gibt mehrere. Nummer eins: Es geht so weiter wie bisher. Aber dann wird das Land bald kollabieren. Nummer zwei: Sollte die Opposition an die Macht kommen, könnten sich unter den Chavistas bewaffnete Aufständische bilden. Nummer drei: Die Regierung hält sich mit Gewalt und Repression noch bis zu den Wahlen. Nummer vier: Sollte die Regierung mit dem Plan für eine Verfassungsänderung durchkommen, könnte das aus Venezuela ein zweites Kuba machen.

Was bedeutet das?

Die Regierung nach der Entmachtung des Parlaments ähnlich wie in Kuba einen Einparteiensstaat formen. Gegen ihn werden Aufständische kämpfen, bewaffnete Widerständler.

Also Bürgerkrieg?

Ja, es könnte zum Riss unter Militärs und Sicherheitskräften kommen. Es gibt sehr viele Waffen in Venezuela. Ich halte einen Bürgerkrieg aber für eher unwahrscheinlich.

Was kann das Ausland tun?

Eine Politik von Zuckerbrot und Peitsche. Notkredite im Tausch für einen Wandel im Land, also etwa vorgezogene Wahlen.

Wer hat den größten Einfluss auf die Regierung?

China, Russland und Kuba, weniger die USA. Russland und China halten die Regierung mit Krediten und Investitionen am Leben. Kuba hilft bei Geheimdienstaktionen und mit Ärzten. Die USA haben Einfluss, weil sie der wichtigste Ölkunde für Venezuela sind. Je schärfer allerdings die USA mit Sanktionen agieren, desto eher wird die Regierung in Venezuela die Tür schließen und sich verteidigen.

Ist es realistisch, dass alle die Krise gemeinsam angehen?

Nicht sehr, wie wir am Beispiel Syrien sehen. Aber man darf nicht vergessen: Bricht Venezuela zusammen, steigen die Ölpreise. Jeder hat finanzielle Interessen in Venezuela. Einen Zusammenbruch will niemand.

Interview: Jan Christoph Wiechmann